

Mouhanad Khorchide

Jenseits der Härte

Warum der Koran keine Machos kennt



FREIBURG · BASEL · WIEN

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2026
Hermann-Herder-Straße 4, 79104 Freiburg

Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich an
produktsicherheit@herder.de

Satz: ZeroSoft, Timișoara
Herstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN Print 978-3-451-03755-9
ISBN E-Book (EPUB) 978-3-451-84267-2

Für Amina – in tiefer Dankbarkeit und Verbundenheit

Inhalt

Alles begann mit einem Staubsauger	
Einleitung	11
1. Was macht den Mann zum Mann?	
Wenn ein Teller die Machtordnung bedroht	23
2. Ernste Spiele	
Die Ordnung männlicher Konkurrenz	33
Statuskompensation	35
Der Kampf um Attraktivität	39
3. Die Logik des Barbershops	
Anatomie hegemonialer Männlichkeit	43
Die Verkörperung von Stärke	45
Status und Hegemonie – zwei Logiken der Männlichkeit	49
Männlichkeit als soziale Hierarchie	50
Die Reproduktion von Männlichkeit	50
Die Stabilität hegemonialer Männlichkeit	51
Eine neue Kultur der Männlichkeit	51
4. Wer ist ein richtiger Mann?	
Männlichkeit als Großerzählung	55
Social Media und algorithmische Verstärkung.....	55
Warum Gegennarrative entscheidend sind.....	56
5. Verzerrte Erzählungen	
Männlichkeit im Spannungsfeld islamischer Deutungen	59
Algorithmische Männlichkeit	59
„Von innen getragen“ – Weibliche Beteiligung an der	
Reproduktion hegemonialer Männlichkeit	68
Skripte männlicher Identität	70

6. Gott als Argument?

Wie religiöse Deutungen männliche Überlegenheit begründen	79
„Qiwāma“ als Herrschaftsprinzip – Wie klassische Exegese männliche Überordnung begründet	80
Gehorsam als religiöse Ordnung? – Die Sakralisierung weiblicher Unterordnung.	85
„Und schlägt sie“ – Gewalt als religiös legitimierte Ordnung	87
Der Körper der Frau als moralisches Schlachtfeld – Sexualität, Scham und Ehre als Ordnungskategorie	91
Ungleichheit als göttliche Ordnung? – Religiöse Begründungen	100
Wenn nicht der Koran spricht – Die Konstruktion weiblicher Schuld und Unterordnung	105
Homophobie als Stabilisierungsmechanismus hegemonialer Männlichkeit.	107
„Deine Mutter“ – Die Gewaltlogik hegemonialer Männlichkeit	113

7. Eine andere Erzählung von Männlichkeit

Der Koran neu gelesen	121
Wie wir den Koran lesen, entscheidet, wie wir Menschsein verstehen	122
Der Mensch vor aller Ordnung – Warum der Koran keine Hierarchie, sondern Würde begründet	127
Der Koran und die Unterscheidung zwischen Geschlecht und Charakter	131
Die Frauen des Korans – Warum Offenbarung keine männliche Bühne ist	133
Propheten sind keine Machos – Warum die großen Männer des Korans patriarchale Männlichkeit sprengen .	138
Der Stoff auf dem Kopf – Das Kopftuch und die Männlichkeit	150

Stärke durch Selbstbegrenzung – Der Koran und die Entmachtung des Egos	158
Männlichkeit als amāna – Der Mensch als Treuhänder ...	163
8. Radikalisierte Männlichkeit	
Die Inszenierung des „antiwestlichen Mannes“	171
9. Väterarbeit	
Die vergessene Revolution	181
10. Schulter an Schulter	
Verantwortung neu denken	187
Wenn Frauen hegemoniale Männlichkeit reproduzieren.	187
Gewalt ist Verrat an Gott, am Menschen und an der eigenen Männlichkeit	190
Wenn Barmherzigkeit als unmännlich diffamiert wird ...	192
Begehren, Verantwortung und Würde – Warum wir auf- hören müssen, mit Gefühlen zu spielen	193
Gleichstellung ist keine Quote – sie ist Beziehung	195
Das Herz disziplinieren – Die eigentliche Prüfung der Männlichkeit	196
Barmherzigkeit – Die größte Zumutung Gottes an unse- re Männlichkeit	199
Danksagung.....	203
Anmerkungen	205

Alles begann mit einem Staubsauger

Einleitung

Ich bin als Sohn palästinensischer Eltern in Saudi-Arabien aufgewachsen, in einer Welt, in der die Sonne den Tagesablauf bestimmt. Wegen der Hitze arbeitete man dort in zwei Schichten: Ärzte, Lehrer, Manager, alle. Morgens von acht bis zwölf, dann ist bis zum späten Nachmittag Pause, und dann wieder von vier bis acht Uhr, manchmal bis um neun Uhr nachts.

Das hatte einen großen Vorteil: Man entging nicht nur der brütenden Mittagshitze, sondern konnte sie in den angenehm klimatisierten Zimmern der eigenen Wohnung verbringen. Und vor allem: Wir aßen immer gemeinsam zu Mittag. Ein heiliger Moment der Familie.

Danach begann allerdings das eigentliche Ritual: Aufräumen. Meine Mutter hatte eine einfache Regel: Wer essen kann, der kann auch helfen. Das galt selbstverständlich nicht für meinen Vater, nur für meinen Bruder und mich. Also mussten wir nicht nur unsere Teller in die Küche bringen und sie spülen, sondern vorher beim Tischdecken helfen und nachher auch den Teller meines Vaters in die Küche tragen.

Donnerstags – das war bei uns neben dem Freitag der schulfreie Tag, wie hier der Samstag oder der Sonntag – war der mir von meiner Mutter offiziell auferlegte Putztag. Ich musste vor allem in den beiden Gästezimmern staubsaugen, da am Donnerstagabend meist Besuch kam. Ich nahm alle Dekogegenstände von den Holz- und Glastischen, stellte sie vorsichtig auf den Boden, wischte Staub und stellte danach jedes Stück wieder millimetergenau an seinen Platz. Unser Putzlappen war übrigens kein richtiger Putzlappen, sondern ein Kleidungsstück: alte Unterwäsche meines Vaters. Hundert Prozent Baumwolle, also saugstark, nur eben nicht mehr weiß. Nach

ein paar Wochen Putzdienst war er eher „wüstensandfarben mit Geschichte“. Meine Mutter war glücklich, wenn alles blitzte und funkelte, sie sah darin, glaube ich, eine Art Erziehung zur Ordnung und Verantwortung. Sie lernte dies von ihrer Mutter, meiner Oma.

Mein Vater dagegen war entsetzt. Für ihn war Hausarbeit reine Frauensache. Männer, so pflegte er zu sagen, hätten im Haushalt „nichts verloren“. Und wenn sich mein Onkel, der Bruder meines Vaters, zum Besuch ankündigte, begann bei uns ein regelrechtes Versteckspiel. Mein Vater flehte meinen Bruder und mich an: „Bitte blamiert mich nicht! Wenn der Onkel kommt, betritt keiner von euch die Küche. Nur die Frauen dürfen da rein!“

Er hatte panische Angst, mein Onkel könnte ihm vorwerfen: „Du hast deine Söhne nicht richtig erzogen, das sind keine echten Männer!“

Ich verstand das damals nicht so recht, aber ich hielt mich daran, zumindest meistens. Denn eigentlich mochte ich es tatsächlich, beim Abwaschen zu helfen. Es hatte etwas Meditatives. Außerdem sah man das Ergebnis sofort: von Schmutz zu Glanz, vom Chaos zur Ordnung. Und noch etwas spielte eine Rolle, auch wenn ich mir das damals nicht eingestand: Es tat gut, gesehen zu werden. Wenn die Freundinnen meiner Mutter oder deren Töchter zu Besuch kamen und bemerkten, dass ich in der Küche half, wurde ich manchmal mit anerkennenden Blicken oder scherzhaftem Lob überschüttet. „So einen Sohn, so einen Mann hätte ich auch gern“, sagten sie. In einem Alter, in dem man beginnt, sich seiner selbst und seines Körpers bewusst zu werden, in dem jedes Zeichen von Aufmerksamkeit eine kleine Erschütterung auslösen kann, war ich dafür keineswegs unempfindlich. War es Stolz, war es Eitelkeit? Ich glaube nicht. Es war ein stilles Gefühl von Wert. Zwischen Spülbecken und Geschirrtuch merkte ich: Hier werde ich nicht ausgelacht, sondern anerkannt. Und in der Pubertät ist Anerkennung eine eigene Währung. Erst viele Jahre später verstand ich, wie prägend diese Erfahrung war.

Wenn ich heute mit Jungen an Schulen über Männlichkeit spreche, erzähle ich manchmal davon, nicht moralisierend, son-

dern ganz pragmatisch. Ich frage sie, wie sie glauben, auf andere zu wirken: verschlossen, cool, unangreifbar? Oder hilfsbereit, aufmerksam, verlässlich? Und fast immer zeigt sich: Die vermeintlich „harten“ Rollen beeindrucken vielleicht kurzfristig, aber wirkliche Sympathie entsteht dort, wo Jungen Verantwortung übernehmen, sich einbringen, beim Aufräumen helfen, beim Kochen mitdenken, ohne sich dafür zu schämen. Viele sind überrascht, wenn sie merken, dass genau diese Haltung sie nicht weniger, sondern mehr attraktiv macht, nicht allein im romantischen Sinn, sondern als Menschen. Vielleicht beginnt ein anderes Verständnis von Männlichkeit genau dort: im Mut, nützlich zu sein, ohne sich klein zu fühlen.

Nur eines hasste ich: das Bügeln. In der Hitze von Riad zu bügeln, war Folter. Nach fünf Minuten schwitzte man so sehr, dass die Hemden nicht glatter, sondern feuchter wurden, sie klebten an einem wie ein Handtuch aus der Sauna. Außerdem hatten unsere Religionslehrer eine besondere Vorliebe für drastische Bilder: Sie schilderten das Bügeleisen gern als Miniaturbild der Hölle. „Legt mal euren Finger für ein paar Sekunden auf die heiße Fläche“, sagten sie. „Wie lange haltet ihr das aus? Eine Sekunde? Stellt euch das Höllenfeuer vor, da verbrennt nicht nur der Finger, sondern der ganze Körper, und das für eine Ewigkeit!“

Solche Geschichten hinterließen Spuren, nicht nur in der Seele, sondern auch in meiner Beziehung zu allem, was heiß ist. Seitdem ist mir jedes Bügeleisen suspekt.

Wenn mein Vater mich mit dem Bügeleisen in der Hand erwischte, fiel zuverlässig derselbe Satz: „Bist du jetzt ein Mädchen geworden?“ Er lachte, aber ich spürte, dass er es nicht nur scherzhaft meinte. Dabei war ich eigentlich in einer ganz anderen Disziplin talentiert: im Koranrezitieren. Ich hatte eine schöne Stimme, gewann mehrere Wettbewerbe und durfte oft meine Schule vertreten. Für viele, die nicht in einer muslimischen Umgebung aufgewachsen sind, klingt das vielleicht ungewöhnlich. Der Koran wird im Islam nicht einfach nur still gelesen. Er wird rezitiert, in einer melodischen, rhythmischen Form, die weder bloß gesprochen noch wirk-

lich gesungen ist. Man spricht von *tajwid*, einer eigenen Kunst der Rezitation mit festen Regeln: Jede Silbe hat ihr Maß, jeder Laut seine korrekte Artikulation, jede Pause ihren Sinn. Diese Regeln lernt man meist in der Moschee oder im Religionsunterricht, oft schon als Kind. Die Stimme gilt dabei nicht als bloßes Instrument, sondern als Gefäß für das Wort Gottes. Wer schön rezitiert, berührt nicht nur das Ohr, sondern das Herz. Deshalb gibt es in vielen muslimischen Ländern Wettbewerbe, bei denen Kinder und Jugendliche gegeneinander antreten, nicht um Ruhm im weltlichen Sinn, sondern um die Würde, das heilige Wort besonders gut vorzutragen.

Einmal, ich war neun Jahre alt, nahm ich an einem großen landesweiten Rezitationswettbewerb teil. Ich gewann tatsächlich den zweiten Platz, und das war ein stolzer Moment! Bei der Siegerehrung bekam ich eine riesige, für einen Neunjährigen schwere Schachtel überreicht. Ich war überzeugt: Das muss ein ferngesteuertes Spielzeugauto sein! Oder wenigstens etwas, das blinkt und Geräusche macht. Doch als ich sie öffnete, traf mich die Wahrheit wie ein Donnerschlag: Es war ein knallroter Staubsauger. Der Sponsor des Wettbewerbs war nämlich eine Haushaltsgerätefirma. Während ich noch zwischen Schock und Enttäuschung schwankte, strahlte meine Mutter über das ganze Gesicht: „Ab jetzt hast du deinen eigenen Staubsauger! Du kannst gleich morgen bei uns anfangen!“

Warum mich dieser Moment so traf, verstand ich erst viel später. Wir waren eine palästinensische Flüchtlingsfamilie in Saudi-Arabien, wir hatten kaum Privilegien, sondern waren eher von Mangel als von Möglichkeiten geprägt. Armut war nichts Dramatisches, nichts, worüber man sprach, sie war einfach da, still und selbstverständlich. In der Schule gab es eine Mensa, doch ich kannte sie fast nur von außen. Taschengeld gab es nicht, meine Eltern konnten es sich nicht leisten. Mein Bruder und ich nahmen jeden Morgen ein von uns selbst vorbereitetes Brötchen mit, meist mit Streichkäse aus einem Glas. Wir wussten genau: Dieses Glas musste eine Woche reichen. Man lernte früh zu teilen, zu sparen, zu verzichten. Nicht aus Tugend, sondern aus Notwendigkeit. Spielzeug war kein Thema.

Schon gar keine elektronischen Spiele. Dabei kamen damals gerade jene ersten Geräte auf, die Vorboten der digitalen Welt waren. Atari hieß der Traum meiner Kindheit, dieses kleine Wunder, das man an den Fernseher anschloss. Mit Joystick in der Hand öffnete sich plötzlich eine andere Welt.

Hin und wieder durften mein Bruder und ich bei Freunden spielen. Wir saßen dicht vor dem Bildschirm, hielten den Joystick mit einer Ernsthaftigkeit, als hinge unser Leben davon ab, und vergaßen für eine Stunde alles andere. Danach gingen wir nach Hause mit diesem eigentümlichen Gemisch aus Begeisterung und stiller Wehmut. Wir wünschten uns nichts sehnlicher, als selbst so ein Gerät zu besitzen. Immer wieder baten wir unsere Mutter, sie möge doch unseren Vater fragen, ob er uns einen Atari kaufen könne. Doch sie wurde ernst und sagte fast flehend: „Bitte verlangt das nicht von ihm. Euer Vater hat kein Geld für einen Atari. Wenn er merkt, dass er euch so etwas nicht kaufen kann, wird ihn das tief kränken. Es würde seinen Stolz brechen. Tut ihm das nicht an.“

Damals verstand ich nur, dass wir wohl wirklich keinen Atari bekommen würden. Viel später verstand ich, was sie eigentlich meinte. In vielen arabischen Gesellschaften ist männliche Würde eng an die Rolle des Ernährers geknüpft. Wer seine Familie nicht versorgen kann, hat nicht nur kein ausreichendes Einkommen, er verliert oft das Gefühl, ein „richtiger Mann“ zu sein.

Jahre später verlor ich einen Bekannten durch Suizid. Er war wirtschaftlich gescheitert und sah keinen Ausweg mehr. Kurz vor seinem Tod sagte er: „Ich bin kein Mann mehr“, weil er nicht mehr genug Geld nach Hause bringen konnte, um seine Familie zu ernähren und ihre Erwartungen zu erfüllen. Dieser Satz hat sich in mir eingebrannt. In ihm verdichtete sich ein ganzes System von Erwartungen. Da begriff ich endgültig, warum meine Mutter uns damals beschwor, unseren Vater nicht in eine Situation zu bringen, in der er sich unzulänglich fühlen könnte.

Und doch hatte ich, als mir diese große Schachtel überreicht wurde, für einen kurzen, kindlichen Moment gehofft, dass sich das Un-

mögliche vielleicht doch ereignet hatte. Diese Hoffnung war nicht naiv. Sie war Ausdruck eines Kindes, das sich – trotz allem – nach Leichtigkeit sehnte, nach Spiel, nach einem Stück unbeschwerter Kindheit. Als sich dann statt eines Spielzeugs ein knallroter Staubsauger zeigte, traf mich die Enttäuschung nicht nur, weil ich kein Spielzeug bekam. Sie traf mich, weil mir schlagartig bewusst wurde, wie klar die Rollen verteilt waren: Es ging nicht darum, dass ich ein Kind war mit eigenen Träumen und Sehnsüchten, sondern darum, dass ich nützlich war, dass ich funktionierte. Und doch – so paradox es klingt – lag in diesem Moment auch der Keim einer späteren Erkenntnis. Meine Mutter freute sich ehrlich. Für sie war dieser Staubsauger ein Stück Erleichterung im Alltag. Denn der gesamte Haushalt lastete auf ihren Schultern. Im Orient ist Gastfreundschaft kein freundliches Extra, sondern eine soziale Pflicht. Wenn Gäste kommen, ist es selbstverständlich, ihnen reichlich zu essen anzubieten, und zwar nicht sparsam portioniert, sondern sichtbar großzügig. Anders, als ich es später in Europa kennenlernen durfte, wird das Essen nicht einzeln auf Tellern serviert. Als Zeichen von Großzügigkeit stellt man große Platten in die Mitte des Tisches, meist mit drei, vier oder fünf verschiedenen Speisen, sodass die Gäste selbst wählen können. Und die Menge muss so bemessen sein, dass, egal, wer wie viel nimmt, am Ende immer noch genug übrigbleibt. Genau zu kalkulieren, gilt als geizig, ja sogar als gastunfreundlich.

Ich erinnere mich gut daran, wie meine Mutter, als sie in Riad einen Französischkurs besuchte, sich mit der Lehrerin anfreundete – einer Französin, verheiratet mit einem Botschaftsmitarbeiter. Meine Mutter erzählte uns immer wieder, wie befremdlich ihr deren Einkaufsgewohnheiten erschienen: Während arabische Familien kistenweise Obst und Gemüse kauften, nahm die Freundin für einen Salat drei Tomaten, eine Gurke, eine Paprika, eine Zitrone, ein wenig Sellerie – genau das, was gebraucht wurde. Und wenn sie meine Mutter zum Essen einlud, fragte sie vorher: „Möchtest du ein Steak oder zwei?“ Man fragte den Gast, wie viel er essen wolle, um genau diese Menge auf den Teller zu legen. Für viele Araber jener Zeit in

Riad war das kaum nachvollziehbar. Großzügigkeit (arabisch: *karam*) war eine zentrale Tugend, mit der sich Familien und Stämme schmückten. Man war im Zweifel sogar bereit, sich zu verschulden, um Gastfreundschaft „zu wahren“.

Gäste kamen regelmäßig zu uns, meist zweimal im Monat, am Donnerstagabend. Und das bedeutete: Meine Mutter begann oft schon am Mittwohabend, spätestens aber am Donnerstag früh mit den Vorbereitungen. Viele Speisen, mehrere Nachspeisen, alles frisch. Für meinen Vater war diese Großzügigkeit eng mit seinem sozialen Status verknüpft. Sie zeigte nach außen, wer er war und welchen Platz er in der Gemeinschaft einnahm, und wurde so zu einer Frage der Ehre. Für meine Mutter bedeutete sie einen enormen Druck. Sie musste regelrecht zaubern: mit wenig Geld möglichst viel einkaufen, vorbereiten, kochen, organisieren. Für uns Kinder war das dennoch eine Zeit großer Vorfreude. Wir wussten: Heute gibt es Dinge, die sonst selten auf den Tisch kamen, besonders, wenn es um Süßspeisen ging.

Urlaub kannten wir nicht. Zumindest nicht im Sinne einer Reise, einer Auszeit, eines Tapetenwechsels. Es gab immer wichtigere Ausgaben. Für eine vernünftige Waschmaschine reichte das Geld nie. Wenn etwas in der Wohnung kaputtging, wurde improvisiert, geflickt, vertagt. Doch gleichzeitig wurde in die Außenfassade investiert, im wörtlichen wie im übertragenen Sinn. Was von außen sichtbar war, musste stimmen. Es war eine Frage der Ehre. Und des Stolzes. Vor der Großfamilie. Vor Freunden. Vor Nachbarn. Wohlhabend zu erscheinen bedeutete nicht unbedingt, wohlhabend zu sein. Es bedeutete, den Anschein zu wahren.

Was ich damals noch nicht in Worte fassen konnte, heute aber klarer sehe: Hinter all dem stand auch ein unausgesprochener Wettbewerb unter den Männern, unter den Familienvätern. Es ging nicht nur darum, nach außen hin als Familie gut dazustehen, sondern auch darum, sich im Vergleich mit anderen Männern zu positionieren. Wer konnte mehr geben? Wer konnte mehr zeigen? Wer konnte mehr „leisten“ – sichtbar, greifbar, beeindruckend? Derje-

nige, der am großzügigsten erschien, galt als erfolgreicher, als angesehener und in einer subtilen, aber wirkmächtigen Logik auch als „männlicher“. Großzügigkeit wurde so zu einer Form von Status, zu einer Währung innerhalb eines stillen Konkurrenzsystems. Und dieser Status hatte Folgen: Er bestimmte darüber, als wie begehrenswert ein Mann wahrgenommen wurde, wie sehr er respektiert wurde, auch von Frauen. Nicht offen ausgesprochen, nicht bewusst reflektiert, aber doch wirksam im Hintergrund.

Bei besonderen Anlässen reichte es nicht, symbolisch etwas zu schenken. Ein Geschenk musste Gewicht haben, und zwar im materiellen Sinn. Bei Verlobungen und Hochzeiten wurde reichlich Gold überreicht, Schmuck, teure Stoffe, Umschläge mit beträchtlichen Summen. Nicht selten wurden die Geschenke sogar genau dokumentiert. Man führte Listen: Wer hat was geschenkt? Wie viel war es wert? Diese Listen waren keine Nebensache. Sie waren Teil eines sozialen Gedächtnisses. Denn wenn später der Sohn oder die Tochter jener Familie heiratete oder ein anderes großes Fest anstand, erinnerte man sich genau. Und man war bemüht, mindestens gleichzuziehen, besser noch: zu übertreffen. Dieser Wettbewerb hatte seine eigene Dynamik. Er war selten aggressiv, selten offen. Er lief leise, fast ritualisiert ab, und gerade deshalb war er so wirkungsvoll. Nicht aus Bosheit, sondern aus dem Gefühl heraus, der eigenen Würde verpflichtet zu sein. Und doch war es ein ständiges Messen, ein Vergleichen, ein stilles Austarieren von Rang und Anerkennung unter Männern, die sich selbst vielleicht nie als Konkurrenten bezeichnet hätten. Wertvoll bedeutete dabei fast immer: teuer. Es ging um Ansehen, um Reputation, um das, was man „Gesicht wahren“ nennt. Niemand wollte als kleinlich gelten. Niemand wollte den Eindruck erwecken, nicht großzügig zu sein. Also wurde gegeben, oft über die eigenen Möglichkeiten hinaus. Familien verschuldeten sich, nahmen Kredite auf, verkauften Schmuck, um bei der nächsten Gelegenheit nicht zurückzufallen. Wirtschaftlich konnte das ruinös sein. Sozial jedoch galt es als notwendig. Wichtig war, dass die Fassade stimmte.

Ich habe als Kind gespürt, dass hinter dieser Fassade eine enorme Spannung lag. Großzügigkeit war nicht nur Tugend, sie wurde erwartet. Und Erwartung erzeugt Druck. Für meinen Vater war sie Ausdruck von Ehre. Für meine Mutter bedeutete sie zusätzliche Arbeit, zusätzliche Sorgen, zusätzliche Rechnungen im Kopf. Nach außen glänzte alles. Nach innen rechnete man. Vielleicht erzähle ich auch deshalb so ausführlich von Tomaten, Gurken und Goldschmuck, weil sich an solchen Alltagsdetails eine Mentalität ablesen lässt, eine Kultur der Großzügigkeit, die zugleich eine Kultur des sozialen Wettbewerbs war und im Kern auch ein Wettbewerb zwischen Männern um Anerkennung, Status und um das, was als Männlichkeit galt. Und weil ich früh gelernt habe, dass Ehre und Stolz wunderbare, aber auch gefährliche Kräfte sein können: Sie können Gemeinschaft stiften. Sie können aber auch Menschen in einen Kreislauf treiben, aus dem man nur schwer herausfindet.

Und meine Mutter? Sie versuchte, in diesem System zu überleben, würdevoll, klug, oft still leidend. Und so erklärt sich auch die Freude meiner Mutter über den Staubsauger. Er bedeutete Entlastung. Endlich konnten auch die Kinder helfen, nicht nur beim Staubwischen. Wobei „Kinder“ vielleicht zu großzügig gesagt ist. Mein Bruder ist zwei Jahre älter als ich; als ältester Sohn wurde er eher geschont. Meine Schwester, sechs Jahre jünger, war noch zu klein. Vieles blieb also an mir hängen. Heute leidet mein Bruder manchmal darunter, dass er nie wirklich im Haushalt mitarbeiten musste – gut, vielleicht leidet seine Frau mehr. Denn was damals als Privileg erschien, entpuppte sich später als Defizit: Wer nie gelernt hat, Verantwortung im Alltag zu übernehmen, tut sich schwer, sie im eigenen Leben selbstverständlich zu tragen. Ich hingegen habe profitiert. Oder besser gesagt: meine Lebenspartnerin. Nicht, weil ich ein besserer Mensch wäre, sondern weil ich früh gelernt habe, dass Fürsorge, Ordnung und Mitverantwortung keine weiblichen Eigenschaften sind, sondern menschliche. Vielleicht begann hier, ganz unspektakulär, meine frühe Sensibilität für Würde, für Verletzlichkeit und für jene Zärtlichkeit, die sich nicht in großen Gesten

zeigt, sondern im gemeinsamen Tragen des Alltags. Eine leise Zärtlichkeit und gerade deshalb eine tiefe.

Und so wurde mein erster Gewinn als Koranrezitator zu meinem ersten Arbeitsgerät im Haushalt. Bis heute bin ich in unserer Familie für das Staubsaugen und Spülen zuständig und, wenn ich das bescheiden anmerken darf, inzwischen ein wahrer Profi darin. Kein Wunder: Das ist das Ergebnis einer jahrzehntelangen Praxis mit einem von meiner Mutter abgesegneten Zertifikat aus meiner Kindheit. Ich habe später oft über diese Szenen nachgedacht. Zwischen der Scham meines Vaters, der Freude meiner Mutter und meinem kindlichen Trotz spiegelte sich ein ganzes Männlichkeitsbild, was ein „echter Mann“ tut und was er besser lässt. Damals ahnte ich nicht, dass ausgerechnet der Islam, dessen Worte ich mit kindlicher Inbrunst rezitierte, später einmal sowohl zur Verteidigung harter als auch zur Wiederentdeckung zärtlicher Männlichkeitsbilder herangezogen werden würde. Vielleicht beginnt genau dort jede Veränderung: zwischen einem Jungen, einem Staubsauger und einem Vater, der Angst hatte, sein Sohn könnte zu weich werden. Diese Szene ist mehr als eine Kindheitserinnerung. Sie ist ein Brennglas. In ihr verdichten sich Fragen, die mich seither begleiten – als Mann, als Vater, als Theologe:

Was gilt eigentlich als männlich im Islam? Wer hat dieses Bild geprägt? Und warum erscheinen Härte, Kontrolle und emotionale Verschlussenheit vielen bis heute als religiös legitimierte Ideale, während Fürsorge, Verletzlichkeit und Zärtlichkeit als Schwäche gelten?

Dieses Buch geht von der Beobachtung aus, dass viele Vorstellungen von Männlichkeit im heutigen Islam weniger im Koran als in patriarchalen Machtordnungen verwurzelt sind. Es fragt, ob der Koran nicht andere Modelle eröffnet: Männlichkeiten, die auf Verantwortung statt Macht, auf Beziehung statt Kontrolle beruhen. Ziel ist es, diese Perspektiven aus der islamischen Tradition selbst heraus sichtbar zu machen – nicht als Bruch, sondern als Wiederentdeckung.

Dieses Buch versteht sich dabei nicht als Abrechnung, sondern als Einladung. Es macht sichtbar, dass Zärtlichkeit im Islam keine moderne Zumutung ist, sondern eine tief verankerte ethische und spirituelle Kategorie. So entsteht eine Männlichkeit, die sich nicht über Härte, sondern über Fürsorge und Verlässlichkeit definiert.

Vielleicht beginnt genau hier eine andere Geschichte muslimischer Männlichkeit.

Dieses Buch versteht sich bewusst nicht als klassisches Fachbuch. Es verzichtet weitgehend auf technische Begrifflichkeit und einen akademischen Stil, nicht aus Mangel an Tiefe, sondern aus einer bewussten Entscheidung heraus: Es soll zum Nachdenken anregen, zur Selbstprüfung einladen und eine Debatte eröffnen, die bislang kaum geführt wird. Denn während in den vergangenen Jahren zu Recht intensiv über Frauen, ihre Rechte und ihre Emanzipation gesprochen wurde, bleibt eine entscheidende Frage oft unbeantwortet: Wo ist der Diskurs über Männer? Wo ist die Auseinandersetzung mit Männlichkeit selbst, nicht als Problem „der anderen“, sondern als Herausforderung, die uns alle betrifft? Emanzipation wird häufig als Befreiung von männlicher Kontrolle gedacht und damit auch als Kritik an patriarchalen Strukturen, von denen vor allem Männer profitieren. Doch genau hier liegt ein blinder Fleck: Solange sich der Blick nur auf Frauen richtet, bleibt die Struktur, die diese Ungleichheiten hervorbringt, unangetastet. Die kritische Auseinandersetzung mit hegemonialer Männlichkeit ist daher kein Nebenstrang, sondern ein zentraler Teil jeder ernst gemeinten Befreiung – für Frauen ebenso wie für Männer. Dieses Buch möchte genau hier ansetzen: nicht mit fertigen Antworten, sondern mit Fragen. Nicht mit fertigen Lösungen, sondern mit einem Perspektivwechsel.

Wer diese Fragen vertiefen und sich auch wissenschaftlich intensiver mit ihnen auseinandersetzen möchte, ist eingeladen, die Arbeit der Arbeitsstelle für kritische, interdisziplinäre und interreligiöse Männlichkeitsforschung (AKIIM) an der Universität Münster zu verfolgen, die ich gemeinsam mit Kolleginnen und Kollegen seit 2024 leite. Dort werden regelmäßig Fachtexte, Essays und Hand-

lungsempfehlungen veröffentlicht, die den hier angestoßenen Diskurs weiterführen und vertiefen.